

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

28.11.1926 (No. 48)

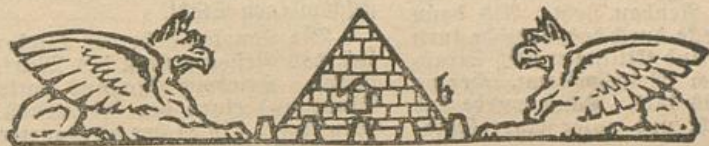
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 48



28. Nov. 1926

Karl Widmer / Aus dem alten Durlach.*)

3. Durlach im 18. Jahrhundert.

Das alte Durlach, so wie es heute erhalten ist, ist eine über einen mittelalterlichen Stadtplan erbaute Barockstadt. Die Häuser, die hier stehen, stammen ihrem Stil und ihrer Bauzeit nach im wesentlichen aus dem 18. Jahrhundert. Was älter ist, ist bei der Zerstörung von Durlach im Jahr 1689 zum größten Teil zugrunde gegangen. Die ganze Stadt mußte damals neu aufgebaut werden.

Der Markgraf Friedrich Magnus hatte seine Person beim Herannahen der französischen Truppen nach Basel, wo die Durlacher Markgrafen ein Haus, den „Badischen Hof“, besaßen, in Sicherheit gebracht. Von hier gab er nach dem Abzug der Feinde den Befehl zum Wiederaufbau von Durlach.

Die Entstehung der neuen Stadt sollte nicht dem Zufall und der Willkür überlassen werden. Im Geschmack der neuen Zeit sollte eine regelmäßige Stadt mit geraden Straßen und einheitlichem Häuserbau entstehen. Leiter des fürstlichen Bauwesens in Durlach war damals Thomas Lesebore (Le Febure), ein geborener Brüsseler, seines Zeichens von Haus aus Miniaturmaler und „Contrefacteur“, der zuerst als Hofmaler in markgräflichen Diensten getreten war, später aber zum Hofbaumeister und Baudirektor ernannt wurde. Dieser bekam nun den Auftrag, für die Wiederaufbauung der Stadt einen Plan auszuarbeiten.

Nach den strengen Anforderungen der damaligen Städtebaukunst, wofür Versailles das klassische Beispiel gab, hätte es eine vollkommen neue Stadtanlage mit einem geometrischen Grundriß, in dem das Schloß den Mittelpunkt bildete, werden müssen. Das war aber bei Durlach nicht möglich, ohne den Bürgern allzu große Opfer zuzumuten. Man begnügte sich deshalb mit einem Kompromiß. Lesebore's Plan fügt sich in den Grundzügen wieder in das Bild des mittelalterlichen Stadtplans ein. Die Umrisslinien und die Einteilung der Stadt durch die Hauptstraße und den Ring des ältesten Stadtkerns, die Lage des Marktes mit dem Rathaus und der Kirche wurden beibehalten; das Schloß kam wieder auf seine alte Stelle. Doch sollte in das Ganze mehr Klarheit und Ordnung kommen, indem die Hauptachsen der Stadt stärker betont und die Straßen in regelmäßige Häuserquadrate eingeteilt wurden.**) Aber auch das wurde nicht durchgeführt. Die Bürger konnten nicht gezwungen werden, ihre alten Hausstätten mit den erhaltenen Fundamenten und Steinfellern preiszugeben. So fehlten die Unregelmäßigkeiten des mittelalterlichen Stadtplans mit seinen malerischen Winkeln, seinen krummen und geknickten Straßenlinien von selbst wieder.

Leichter war es durchzusehen, daß die Häuser der neuen Stadt in einem einheitlichen Stil gebaut wurden. Nach dem Brand der Zeit wurde dafür ein Baumodell aufgestellt: nach „niederländischem Stil“, wie es in den Akten heißt. Es war dabei an das Vorbild holländischer Landhäuser gedacht, wie denn überhaupt Holland die eigentliche Heimat der neuen, für die Ebene gedachten Städte- und Gartenbaukunst des Barock gewesen ist, von wo sie von den Baumeistern Ludwigs XIV. nach Frankreich ver-

pflanzt und ins Große überseht worden ist. Die Formen des Durlacher Baumodells sind im übrigen die gleichen, wie sie als Grundform des neuzeitlichen Wohnhauses bei allen derartigen Städteanlagen wiederkehren: einfache, regelmäßige Häuser mit breiter Front, gleichmäßig verteilten und senkrecht gerichteten Fenstern (Nischenfenstern), und (im Gegensatz zum altdeutschen Giebelhaus) mit der Straße parallel laufender Firstlinie. Für die Dach- und Stockwerkshöhen, die Türen und Fenster waren übereinstimmende Maße vorgeschrieben. Als Norm für die Gesamthöhe der Häuser sollte in den größeren Straßen zweistöckig, am Markt und in der Umgebung des Schlosses dreistöckig gebaut werden, wofür verschiedene Typen des Baumodells ausgearbeitet wurden. Auch mußten die Frontseiten der Häuser, ganz oder wenigstens im Erdgeschoß, in Stein ausgeführt und verputzt werden, so daß sie auch darin ein einheitliches Aussehen bekamen.

Der Aufbau der Häuser zog sich, wie begreiflich, noch weit in das 18. Jahrhundert hinein. Damit lockerte sich freilich auch die Einheit der modellmäßigen Bauweise allmählich wieder. Am strengsten sehen wir sie in den vornehmeren Stadtteilen, im Mittelpunkt der ehemaligen Residenz, durchgeführt: in der Hauptstraße am Markt und in der Umgebung des Schlosses, wo die Häuser der wohlhabenden Bürger, die Stadlapotheke (die heutige Einhornapotheke mit dem Privileg von 1568, die nach dem Brand auf der Grundmauer der alten neu aufgebaut wurde) und der vornehmsten Gasthäuser, so die nach 1700 gebaute „Krone“ und der „Schwanen“ zu stehen kamen, und in der Herrenstraße, wo von alters her der Adel und die hohen Beamten wohnten. (Auch das heutige Bezirksamt, seit 1786 markgräfl. Amtshaus, war ein altes Adelshaus.) Im übrigen überwiegt beim Durlacher Bürgerhaus der kleinbürgerliche Charakter, wie es ja auch der Lebensweise und Tätigkeit der Einwohner entspricht. Charakteristische Beispiele dafür finden wir namentlich in dem von Lamm- und Kronenstraße eingeschlossenen Viertel. Mit ihren breiten Hofeinfahrten, dem Zunftzeichen im Torbogen, kennzeichnen diese Häuser den Beruf ihrer Erbauer, die neben ihrem Handwerk her noch immer ihre Tätigkeit auf dem Acker, im Garten und Weinberg forttrieben. (Moller, „Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert.“)

Aus der Masse der Durlacher Wohnhäuser zeichnen sich einige auch durch interessantere Bauformen und feinere künstlerische Durchbildung aus. Von den wenigen Häusern, die aus der Zeit vor dem Brand erhalten sind, gehört dazu das schon genannte Haus in der Kronenstraße (Nr. 47) mit der Steintüre von 1588 und sein Nachbarhaus mit dem Oberstock im fränkischen Fachwerkstil. Außerhalb der Stadt, am Bergrand hinter dem Schloßgarten, steht das „Schlößchen“, ein ehemaliges Sommerhaus, das sich Lesebore kurz vor dem Krieg (1688) gebaut hatte.***) Vor allem aber hat Durlach aus dem 18. Jahrhundert schöne Beispiele bürgerlicher Baukunst aufzuweisen. Dazu gehören die beiden Häuser hinter der Kirche (Kirchgasse Nr. 1 und 3) mit dem schönen Eingangsmotiv (Freitreppe und Oberlichttüre), ein Haus in den Gärten hinter dem Basler Tor und — als eines der interessantesten alten Durlacher Häuser —

*) Beral. Nr. 21 und 26 dieses Jahrgangs der „Pyramide“.

**) Lesebore's Zeichnungen sind im Besitz der Karlsruher Kunsthalle und von Rich. Fuchs im 11. Heft der „Stadtbaukunst alter und neuer Zeit“ (Verlag „Der Birkel“, Berlin, Jahrgang 1921) veröffentlicht. Im übrigen herab. Kott „Kunst und Künstler“ usw.

***) Kott „Kunst und Künstler“ usw., S. 133.

das Gasthaus zur „Blume“. Die Blumenwirtschaft beim ehemaligen Blumentor ist im Jahr 1664 gegründet worden. Das jetzige Gasthaus ist, wie es scheint, aus dem Zusammenbau mehrerer Häuser entstanden und hat seine heutige Gestalt, nach der Louis-Seizeornamentik der Fassade zu schließen, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erhalten. In dieses Haus, als die ehemalige baden-durlachische Posthalterei, knüpft sich auch ein kleines Stück heimischer Kulturgeschichte.

Obgleich die Herren von Thurn und Taxis das Postmonopol im alten Deutschen Reich besaßen, haben seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die souverän gewordenen Landesfürsten in ihren Staaten doch ihr eigenes Postwesen eingerichtet. Zuerst begann damit der Große Kurfürst in Brandenburg; dann folgten Sachsen, Württemberg usw. Im Anfang des 18. Jahrhunderts bekam auch Baden-Durlach für die Verbindung seiner oberländischen und unterländischen Landesteile eine eigene Landpost. Seit 1704 ging jeden Donnerstag ein Briefbote von Durlach nach Lahr und Pforzheim. Gleichzeitig errichtete der Blumenwirt Sigmund Herzog sogenannte Landkutschenturse, die von Durlach aus nach Pforzheim und Stuttgart, nach Neßl und Strassburg und nach Heidelberg und Mannheim führen. Diese Landkutschen waren zugleich „landesherrliche Fahrposten“. 1717 wurde Herzog zum Landesposthalter ernannt und das Postprivileg für die Markgrafschaft Baden-Durlach mit der Blumenwirtschaft dauernd verbunden. Das eigentliche Posthaus lag neben dem Gasthof, da wo jetzt ein Neubau steht. Als dann Thurn und Taxis auch eine Reichspoststrecke durch das Badische (von Frankfurt und Heidelberg über Durlach und Ettlingen nach Strassburg) einrichtete, wurde Durlach auch Reichspostamt, Herzog Reichspostmeister. So blieb es bis 1811. Dann wurde das gesamte Postwesen in Baden verstaatlicht und unter einer Oberpostdirektion in Karlsruhe vereinigt.

Von den öffentlichen Gebäuden der Stadt waren die beiden wichtigsten das Rathaus und die Kirche, mit deren Erbauung an der Stelle der zerstörten alsbald begonnen wurde.

Die neue Stadtkirche ist das Werk des Italieners Giovanni Mazza, der Rossis Bauführer beim Neubau des Schlosses war. Sie war 1700 soweit fertig, daß man in ihr wieder Gottesdienst halten konnte. Bei ihrer Wiederherstellung aus den Trümmern der alten konnte der spätgotische Chor aus dem 15. Jahrhundert mit dem unteren Teil des Kirchturmes erhalten bleiben; der Turm bekam seinen charakteristischen Abschluß durch die barocke Dachkuppel.

Das Rathaus, welches an Stelle des abgebrannten gebaut wurde, ist schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder abgerissen und durch ein Bauwerk im gotisierenden Geschmack dieser Zeit ersetzt worden. Auch das Gymnasium, die Stadtkeller, der herrschaftliche Speicher (von dem die heutige Lammstraße ihren ehemaligen Namen Speichergasse hatte) und noch manches andere Stück alter Durlacher Architektur ist im Lauf des 19. Jahrhunderts verschwunden oder durch Neubauten verdrängt worden. Dagegen steht noch das Schlachthaus, so wie es nach 1700 gebaut wurde: ein etwas düsteres Gebäude, das aber mit seiner Umgebung, dem „Mauerloch“ einen malerischen Winkel des alten Durlach bildet.

Gleichzeitig mit dem Innern der Stadt wurde auch die Stadtmauer mit den ausgebrannten Tortürmen wieder hergerichtet. Die Türme bekamen dabei, wie die Stadtkirche, ihre barocken Giebeln. So bot Durlach auch nach außen hin wieder den halbmittelalterlichen Anblick einer mit Mauern und Türmen abgeschlossenen Stadt.

Die Hauptaufgabe des Wiederaufbaus aber sollte, wie begreiflich, das Residenzschloß des Markgrafen, die neue Karlsburg bilden. Friedrich Magnus hatte einen großartigen Neubau im Sinne und einen der bedeutendsten Architekten seiner Zeit damit beauftragt. Es ist der Vologneser Domenico Cagni, der als Baumeister des Türkenlovis, damals im baden-badischen Dienst, an seinem berühmtesten Werk, dem Rastatter Schloß, arbeitete.

(Schluß folgt.)

Richard Zoosmann / Gedachtes und Gefühltes.

1. Wer immer von seinen Fehlern spricht, hat nicht die Absicht, sie abzulegen, sondern prahlt nur mit seiner Aufrichtigkeit.
2. Menschen ohne Fehler gibt's nur auf Grabchriften.
3. Der ist mein wahrer Freund, dem ich seine Fehler zeigen darf und der die meinen erträgt.
4. Wer mit andern leicht fertig werden will, muß zuerst mit sich selbst fertig geworden sein.
5. Fluchen ist keine Sünde. Ein herzhafter Fluch hilft ermannen, gibt Kraft, neuen Mut — ist eine Art von Gebet.
6. Man muß nicht fragen: wieviel Freuden sind dir versagt, sondern: wieviel Leiden sind dir erspart geblieben?
7. Eine Frau beherrschen wollen, ist Torheit; aber sie zu regieren verstehen, das ist die Kunst in der Ehe.
8. Man kann gewissen Frauen nie zu früh misstrauen, aber oftmals zu spät.
9. Man muß Freiheit haben. Sich die Freiheit nehmen, bedeutet unfrei werden. Daher sollte man auch schon die zaghafte Nebenart „Darf ich mir die Freiheit nehmen“ unterlassen.
10. Jemand eine kleine Freude machen, macht oft eine große.
11. Man kann Davids Frömmigkeit haben und Salomons Weisheit in- und auswendig wissen und dennoch ein gottloser Dummkopf sein.
12. Auch ohne Kraxfuß kann man mit jemand auf gutem Fuße stehen.
13. Es ist unstreitig ein Vergnügen, wenn man einmal einen Gauner übergaunern kann.
14. Das Gedächtnis ist eine Geißel der Unglücklichen.
15. Es gibt viele Anleitungen, das Gedächtnis zu stärken. Gäß es doch eine, das Vergessen zu lernen!
16. Der Gedanke ist eine magnetische Kraft — er zieht an: die Tat.
17. Unser Leben ist ein Gedanke Gottes — unsere Träume sind menschliche Gedanken.
18. Mancher hat niemals weniger Gedanken, als wenn er am meisten nachdenkt.

19. Gedankenfreiheit hört man oft die rufen, die nur Gedankenlosigkeit meinen.
20. Nah bei Gefahr ist nicht fern von der Sünde.
21. Wenn das Gefühl schweigt, ergreift sich die Gefühllosigkeit gern im Wortschwall.
22. Gegenwart gibt es nicht — schon indem ich ihren Namen hinschreibe, ist sie Vergangenheit geworden.
23. Ein Geheimnis bewahren müssen, ist wie ein zu enger Stiefel, der nur so lange drückt, als man ihn nicht ausgezogen hat.
24. Viele Geheimnisse würden nie bekannt werden, wenn es nicht Geheimnisse wären.
25. Immer nur Mut haben! Wenn man denkt, es wird schon gehen, dann geht es auch.
26. Es ist nun einmal so: der Mensch braucht Geld. Aber braucht das Geld nicht auch den Menschen?
27. Geld ist der beste Schwimmgürtel. Je mehr man davon in der Tasche hat, desto leichter schwimmt man durch den Strom des Lebens.
28. Manche Gelehrten haben ein so umfangreiches Wissen, daß sie vor lauter Gelehrsamkeit aus dem Fren, Straucheln und Fehlgang gar nicht herauskommen.
29. Vom Gemeinlapp sprechen die am Liebsten, die gemeinen Sinn haben.
30. Man würde gern mit Menschen gemeine Sache machen, wenn ihre Sache nicht eben gemein wäre.
31. Der Genügsame ist der wahrhaft Reiche.
32. Genuß ist ein Kapital, das nicht nur keine Zinsen trägt, sondern sich selbst bald aufzehrt.
33. Die Gerechtigkeit erfüllt ihren hohen Beruf nur dann, wenn sie zum größeren Teil aus Milde besteht.
34. Die Gerechtigkeit ist nicht blind — sie drückt leider nur zu oft beide Augen zu.
35. Man kann den Geschmack manch eines Dieners am Wein erproben, den sein Herr trinkt.

Elly Schmidt / Dem Andenken der
Großherzogin Luise.

(Zum 3. Dezember.)

Wer der Großherzogin Luise nahe gestanden, weiß, von welcher Gottinnigkeit die hohe Frau besetzt war. Ihre Frömmigkeit war von so tiefer, selbstverständlicher Art, über jede Philosophie hinausgewachsen, zum schlichten, reinen Gottgefühl, zum Gottbewußtsein gekommen. Und ich meine oft, meinen verehrten Mentor und Freund, den frohen Lebensbejaher Pfarrer Carl Jatho, wie einst zu hören: „Es ist etwas Großes um den kindlichen Glauben. Nur ganz bewußt Suchende werden ihn finden, und der Herr Jesus prägte ein feines Wort mit seinem Ausdruck: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt Ihr das Reich Gottes nicht fassen.“

Das Reich Gottes überall zu wissen und es in allem zu erkennen — in unserer unrautvollen Zeit, die die Einsicht beim Ich kaum gestattet, wer kann sich solcher Empfindung rühmen?

Großherzogin Luises außerordentlich geistige Größe erkannte jedermann unbedingt an. Wie groß und duldsam ihr wundervoller Glaube war, das haben nicht alle verstanden, zu erkennen. Mehrfach versuchte man, die Gottinnigkeit als Bigotterie zu bezeichnen, ihre strenge Aufrichtigkeit mit Intoleranz. Wie entfernt sie von diesen war, zeigt sich in jener Szene, die mich damals wie heute in verehrender Bewunderung hält.

Während der Kriegszeit übte ich als ganz selbstverständlich die soziale Fürsorge in unfremdlicher Weise aus. Ich kannte durch meinen Beruf fast alle Arbeiter und ihre persönlichen Familienverhältnisse, stand ihnen durch die Arbeit nahe und hatte vielleicht auch das richtige Verhältnis zu ihnen erfaßt. Daß wir uns Liebeserklärungen gemacht hätten, kann ich nicht behaupten, an offener Ehrlichkeit hat es aber nicht gefehlt, und so war der eingeschlagene Weg gut.

Ich hatte wenig Zeit, mich um die sozialen Verhältnisse anderer Karlsruher Werke zu kümmern. „Junker & Ruch“ bot ein großes Arbeitsfeld, die meiner Fürsorge anvertrauten Leute und ich waren zufrieden miteinander, alles andere kümmerte uns nicht.

So war ich nicht wenig erstaunt, als ich eines Tages aufgefordert wurde, „der Kriegsamtsstelle“ persönlich Bericht über meine Tätigkeit zu geben. Offen bekannt: ich war mehr verdrossen als erfreut. Der Tag wurde mir sehr zerrissen, und ich schwankte auch, der Aufforderung zu folgen, da ich ja auch nicht, wie die sonstigen Kriegsfürsorgenden, der Kriegsamtsstelle unterstand. Ich erwähne dies, um meine „innere Verfassung“ darzustellen, mit der ich mich zu dem Gang denn doch anstellte.

Man nennt es in Friesland „baf“ verwundert zu sein, wenn man vor Verblüffung fast angewurzelt ist. „Denn man to . . .“ entrang es sich meiner Seele, als ich — verspätet hatte ich mich auch — vor die beiden Großherzoginnen geführt wurde.

Der Kriegsamtsstelle!

Mehrere mir zum größten Teil unbekannt Damen waren anwesend und erhalteten Bericht. Es dauerte somit geraume Zeit, bis ich als eigentlich aufstehender junger Dachs zum Reden aufgefordert wurde. Und dann entrollte ich das Bild von unserem Werk, seinen Leuten und dem allgemein herrschenden Geiste. „Mein Ziel ist das, mit allen Leuten, ob jung oder alt, männlich oder weiblich, das ist gleich, persönlich Nöthigung zu haben und evtl. zu helfen, wo es nützt. Ob geschäftliche oder familiäre Anlässe erläutert werden, ist gleichgültig. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht, allem zu steuern, selbst wenn man's möchte, ist eben nicht möglich!“

Damit schloß ich den rein sachlichen Bericht. Großherzogin Luise war aufmerksam, wenn auch Schweigen herrschte.

„Das ist allerdings anders, viel schwieriger, als ich es bisher hörte. Wie ist nun aber der Ton in den von Ihnen erwähnten Frauenkurzen? Sind die Frauen leicht zu lenken und haben sie in dieser schweren Zeit Sinn für Religion?“ fragte sie dann.

„Die Frage ist schwer zu beantworten. Und soll ich wahrheitsgetreu berichten, kann ich weder ja, noch nein sagen. Der Ton ist gut. Despektierliche Antworten sind mir nie zuteil geworden. Vielleicht sind die Leute auch fromm. Dies beweist sich aber nicht durch das Singen religiöser Lieder, sondern durch die Tat. Ich veranlasse niemanden, während der Abendkurse fromme Lieder zu singen. Werden hübsche Melodien angestimmt, singe ich mit, ich singe gern. Aber Frömmigkeit durch noch so sanften Druck erzeugen zu wollen, Kgl. Hoheit, das wäre kein guter Psychologe, der's versuchte. Und käme zum Schluß nichts anderes als Pharisäertum heraus. Ich habe es beobachtet, daß hinter frommer Gebärde oft Profitlichkeit verborgen war.“

Ich schwieg und niemand sprach ein Wort. Darauf versuchte ich weiter zu sprechen, die Erregung wuchs in mir und es drängte mich, nun auch alles zu bekennen.

„Etwas viel Schöneres sollte man geben können: den Glauben an sich selbst und das Bewußtsein, daß das Geschick trotz allem in seinem Sinne gut ist. Um dies zu erreichen, dazu bedarf es der Beherzigung, die Jatho in uns einzupflanzen pflegte: Darum sage ich Euch: „Freuet Euch!“ Dem Menschen als erstes Freude zu geben. Freude an sich selbst, Freude am Sein. Damit kommt man ganz von selbst zur wahrhaften Frömmigkeit, die trotz der Freude Demut vor dem Höchsten in sich birgt.“

Das „Königliche Hoheit, ist mein lebendiges Christentum, das sich bewährt hat, immer. Mit vielen Menschen zusammen zu sein, heißt viel Elend und Herzleid zu verspüren. Und da das rechte Wort zu finden, dazu ist fester Glaube und feste Zuversicht nötig. Wenn solcher Sinn werktätige Liebe und damit „Religion“ den Menschen gibt, ich würde nicht, welche Aufgabe besser zu lösen sei.“

Ich sehe noch heute das blasser, kluge Gesicht der geistvollen Frau vor mir. Sie war ganz still, ganz nachdenkend. In ihren Augen lagen Ernst und verstehende Güte, und letztere hieß sie die Hand auszustrecken, mir mit warmem Lächeln zu reichen und zu sagen: „Das ist das Beste, was uns zuteil werden kann!“ Und nach nochmaligem Schweigen setzte sie hinzu: „Sie haben es früh gelernt, den Sinn des Lebens zu erfassen. Ich danke Ihnen für alles, haben Sie Dank, Dank für alles!“

Großherzogin Luise dankte, dankte mit der ihr eigenen würdevollen Innigkeit.

Wenn schon die Anschauungen der hohen Frau anderer Art waren als die meinigen — hinter ihr lag das reiche, abgeklärte, bereits zur Harmonie ausgewachsene Leben, ich stehe noch im heiß wülfierenden Dasein der Unrast, des Irrens und des tastenden Suchens — sie reflektierte meine Empfindungen, hieß sie gut in der Erkenntnis, die die unbedingt gebende Liebe zur Grundlage hat: Nicht auf den Weg, auf das Ziel kommt es an!

Und darin zeigte sich ihre ganze große Toleranz, die befaulich „das Merkmal hoher Seelen“ ist.

Kann Bigotterie den Ausdruck des Dankes finden bei anderer Denkungsart?

Neint euch „Pantheisten“, nennt euch schlichtweg „Gottsuchende“ — Gottinnigkeit ist beides und letztere Großherzogin Luises wahrhaftigster Teil.

Anna Pauter / Heiteres aus dem Leben der
Großherzogin Luise von Baden.

So oft wir an Großherzogin Luise denken oder von ihr sprechen, so sind es zumeist ihre großen, hervorragenden Tugenden und Eigenschaften, die uns mit Bewunderung erfüllen und als hohe Vorbilder vor Augen stehen. Der Ernst ihrer Lebensauffassung, ihre unentwegte Pflichttreue, ihre nie ermüdende Güte und selbstlose Hingabe für das Wohl anderer leuchtet uns aus jedem Wort entgegen, das über sie in den letzten Jahren geschrieben worden ist und geben uns den Eindruck einer, fast möchten wir sagen, geistvollsten Persönlichkeit. Doch darf darüber nicht die heitere Seite ihres Wesens vergessen werden und ihr ausgeprägter Sinn für Humor. Wie fröhlich konnte Großherzogin Luise im Verkehr mit den Menschen sein, und besonders auch mit der Jugend, wie freute sie sich mit bei den Vereinsfesten oder über allerlei kleine, heitere Begebenheiten oder Antworten, und für die Komik eines Vorkommnisses war sie stets empfänglich. Sie besaß die Gabe des echten Humors, der eine Sache des Herzens und nicht des Verstandes ist, der unter Tränen lächelt, der über die Sorgen und Mühseligkeiten dieses Erdenlebens freundlich hinweghilft, der jede irdische Freude zu empfinden weiß und sie zugleich in den rechten Grenzen hält. Sie besaß aber auch den feinen und lebenswichtigen Humor, der selbst einen Tadel wirksam machen konnte, ohne

zu verletzen, und der mit einem ernsten Christentum sich sehr wohl verträgt.

Unvergesslich sind denjenigen, die den Vorzug hatten, durch Jahrzehnte hindurch mit der teureren, nun entschlafenen Fürstin zu arbeiten und zusammen zu sein, manche reizende, kleine Erlebnisse, die diesen heiteren, frohen Sinn zur Geltung brachten. Vielleicht hilft es zum Verständnis dieser einzigartigen Persönlichkeit, wenn auch weitere Kreise von solchen kleinen Geschichten Kenntnis erhalten.

Fangen wir bei der jüngsten Jugend an: Es war im neu-erbauten, schönen Wächnerinnenasyl, wo Großherzogin Luise eines Tages unangemeldet und allein vorfuhr, um den anwesenden Frauen unter Führung der Oberin und Schwester einen Besuch zu machen und mit herzgewinnenden Worten nach dem Befinden und Ergehen zu fragen. Von den jungen Müttern ging es ins Kinderzimmer, wo etwa ein Dutzend Säuglinge wohlverpflegt und behaglich in ihren weißen Bettchen ruhten. Nur eine Stimme ließ sich beim Eintritt der Großherzogin kräftig hören, und am Bettchen dieses kleinen Schreiers stand eine liebliche, junge Belferin und schaute verlegen der Großherzogin entgegen, die fragte: „Et, welchen Schmerz hat wohl Ihr kleiner Pflöckling?“ „Ich weiß

nicht, schon über zehn Minuten spreche ich ihm gut zu, aber es hat nichts geholfen." Um den Mund der Großherzogin spielte ein humorvolles Lächeln: „Das ist ja ein schlimmer, kleiner Bursche, daß er auf Ihren sanften Zuspruch garnicht hört. Zur Strafe dafür wollen wir ihn der Schwester übergeben.“ Diese, die nur darauf gewartet hatte, trat sofort hinzu, nahm das Kind in die Höhe, gab ihm eine andere Lage, und das Weinen verstummte. Gütig lächelnd verabschiedete sich die Großherzogin bald darauf mit dem Wunsch an die junge Helferin, daß sie noch recht viel von der Säuglingspflege lernen möchte, und „Ihren guten Zuspruch, den wollen wir für ein späteres Lebensalter aufsparen.“

Weihnachtsfeier in der Festhalle: Der religiöse Teil der Feier war beendet, Hunderte von Kindern hatten ihre hübschen, kleinen Verschen und Lieder gesprochen und gesungen, wurden nun mit allerlei nützlichen Gaben beschenkt, und es herrschte im ganzen Saal ein fröhlicher Jubel. Großherzogin Luise nahm lebhaften Anteil an der kindlichen Freude und ließ sich da und dort die Geschenke zeigen. „Was hast denn du bekommen?“ fragte sie einen pünktlichen Jungen, der hob eine Trompete in die Höhe, die er eben vom Mund gezogen hatte und bat eifrig: „Was du auch einmal, Schwester!“ Die Großherzogin wehrte sanft und leise ab, und, zu uns gewendet, meinte sie: „Unser Schesfel behauptet zwar: „Liebe und Trompetenblasen helfen zu viel guten Dingen,“ aber ich will das Blasen doch lieber sein lassen.“

Ein anderes Mal in der Fließschule ließ die Großherzogin sich die Arbeiten der Mädchen zeigen, Lieder singen, Sprüche aussagen und fragte zum Schluß: „Hat heute vielleicht eine von euch Geburtstag?“ Keine Antwort, alle blieben stumm. „Ach, das ist schade, wenn heute ein Geburtstagskind unter euch gewesen wäre, hätte ich ihm gerne eine Freude gemacht.“ Mit diesen Worten schied die Fürstin. Andern Tags erhielt die Vorsteherin einen Brief von kindlicher Hand, der besagte: Ich habe gestern Geburtstags-geschenk von unserer lieben Frau Großherzogin hätte ich gar zu gerne und meine lieben Eltern auch. Natürlich wanderte der Brief in das Schloß, und in der nächsten Fließstunde erzählte die kleine Marie freudstrahlend, sie habe einen wunderhübschen Nähkästchen erhalten mit Nadeln, Faden, Schere und Fingerhut, ein Soldatener mit silbernen Worten am Rock habe ihn gebracht. Die Eltern hätten sich auch sehr darüber gefreut, und der Vater habe gesagt, nun müßte ich aber sehr fleißig sein als Dank für das schöne Geschenk.

Das nächste Erlebnis spielt in dem Viktoria-Pensionat in Baden-Baden, das, ganz in der Nähe des Schlosses gelegen, sich sehr häufig des „nachbarlichen Besuchs“ der Großherzogin zu erfreuen hatte. Besonders am Schluß eines Jahrganges pflegte die hohe Schirmherrin häufiger zu kommen und von jeder Schülerin den Namen und einen Lieblingspruch sich in das Gedebuch einschreiben zu lassen. So kam sie eines Abends hierüber und fragte: „Habt Ihr mein Buch erhalten?“ „Ja, königliche Hoheit!“ „Habt Ihr Euch auch schon eingeschrieben?“ „Ja, königliche Hoheit!“ Sie geht nun auf die Nächststehende zu: „Nun, welchen Spruch hast du gewählt?“ „Erkenne Dich selbst, königliche Hoheit.“ Darauf verlegene Stille bei der Vorsteherin und den Mitschülerinnen, Großherzogin Luise aber jagt freundlich: „Da hast du einen nützlichen Spruch gewählt, mein Kind! Handle nur immer darnach, und ich will ihn mir auch merken.“

Und vollends die Reisen ins Land hinaus, die Großherzogin Luise häufig unternahm, solange Großherzog Friedrich I. noch lebte, wie förderten sie manche heitere Unterhaltung zutage! Die Großherzogin hatte die Geyflogenheit, wenn sie an irgend einen Ort kam, etwa in Frauenvereins-Angelegenheiten oder zu einer Einweihung und Festlichkeit, alle Behörden und Berufspersonlichkeiten zu einer Audienz einladen zu lassen: die Geistlichen, die Lehrer und Lehrerinnen, die Gemeindevorsteher der umliegenden kleinen Orte, Vereinsvorstände, Veteranen und mit dem Ehrenkrenz ausgezeichnete treue Diener und Dienerinnen, und wen sie sonst noch zu sprechen oder um Auskunft zu bitten wünschte. Eine solche Versammlung bei Gelegenheit einer Frauen-Handarbeits-Ausstellung fand auch einmal in der Nähe von Heidelberg statt, wobei die Großherzogin mit unendlich vielen Menschen freundliche Worte wechselte. Dabei bemerkte sie, daß einer der benachbarten Gemeindevorsteher offenbar die Absicht hatte, ihr etwas Besonderes anzuvertrauen, und um ihm das zu erleichtern, richtete sie an ihn die Frage: „Kennen wir uns vielleicht schon?“ Erfreut über diesen Anknüpfungspunkt, erwiderte der Mann rasch: „Das nicht, königliche Hoheit, aber wir sind Kollegen.“ Einigermaßen überrascht, äußerte die Großherzogin: „Nun, das freut mich, aber wie meinen Sie das eigentlich?“ „Ja, die Frau Landesmutter hat doch am 3. Dezember Geburtstag und ich am 2. im selben Jahr.“ Da lächelte die Großherzogin belustigt: „Nun, da gehen wir halt beide scharf auf die 70 zu!“ „Ja, ja,“ meinte etwas betrübt der Mann, „und es ist nicht mehr so schön, wenn man alt wird, und die Frau Großherzogin sind auch recht alt geworden.“ Die Großherzogin wendete sich humorvoll zu uns: „Das werde ich heute abend dem Großherzog erzählen, denn so etwas bekommt man nicht jeden Tag zu hören.“ Und dem Manne die Hand reichend: „Nun, wir wollen uns über unser Alter nicht grämen, sondern dankbar jeden guten Tag genießen.“

Ebenso heiter sagte sie kleine Widerwärtigkeiten auf, und besonders existierten Weiterlaunen nicht für sie. Das zeigte sich bei der Einweihung des Schwesternerholungsheims in Kandern, dessen

Errichtung sie lebhaft gewünscht und mit der tatkräftigsten Hilfe gefördert hatte. Die Einweihung des vollendeten, hübschen Heimes gestaltete sich zu einem schönen Fest, nicht nur für die neue Anstalt, sondern für das ganze Städtchen, das zum Empfang der Großherzogin den prächtigsten Festschmuck angelegt hatte. Nur der Himmel blieb grau und trübe und sandte solch kräftige Regenschauer hernieder, daß die Fürstin unter tropfenden Bäumen und Regenschirmen von einem Haus zum andern gehen mußte. Sie beruhigte aber alles ihr ausgesprochene Bedauern mit der freundlichen Versicherung: „Ich habe heute hier so viel Liebes und Freundliches erfahren, daß es für mich doch Sonnenschein ist, wenn es auch regnet.“ Ein liebenswürdiges Wort, das von der nächsten Umgebung weitergegeben, von der ganzen Bevölkerung mit Jubel aufgenommen wurde.

Auch in den verschiedenen Sitzungen fiel manchmal bei den Beratungen eine ungeschickte, unüberlegte Aeußerung, die aber Großherzogin Luise stets zum Besten zu kehren wußte. Einmal aber war dies doch nicht so ganz leicht. Es handelte sich bei der Besprechung um die Aufnahme der Kranken in die Lungenheilstätte, und einer der Herren Vorstehenden bedauerte, daß manchmal Kranke mit zu weit vorgeschrittenem Augenleiden eingewiesen würden, die nicht behalten werden könnten, und das sei immer sehr peinlich und für die Betreffenden eine große Enttäuschung. „Ach, wie traurig,“ meinte Großherzogin Luise mit aufrichtiger Teilnahme. „Was machen Sie denn dann mit diesen armen Leuten?“ „Ja, da ist leider nicht viel zu machen, man entläßt sie eben mit so einem Hofstrost.“ Allgemeine, erschrockene Stille, bis Großherzogin Luise in ihrer sanften, feinen Weise sagte: „Wenn man nur einen Trost für sie hat, — könnte aber nicht auch Hilfe geboten werden daheim durch unsere örtlichen Vereine, z. B. bessere Pflege, Nahrung und die nötige Aufsicht zur Verhütung der Ausbreitungsgesfahr auf die Familie?“ Und siehe da, der „Hofstrost“ erwies sich doch als ein guter, der jedenfalls Linderung und Erleichterung im Besonderen hatte, denn ein neuer Eifer wurde reger in den verschiedenen Ortsvereinen zur Uebernahme einer erweiterten Fürsorgetätigkeit. Der betreffende Herr aber, dem das rasche Wort entflücht war, hat dadurch nichts verloren in der Wertschätzung seiner Fürstin, die im Gegenteil ihm dankte, daß er uns auf eine besondere Klasse der Hilfsbedürftigen aufmerksam gemacht habe.

Humorvoll war es auch, wenn sie bei Tisch, an der in der Kriegs- und Nachkriegszeit so einfach gewordenen Hofstafel zu den Gästen hausfräulich sagte: „Ich rate Ihnen, nehmen Sie noch einmal, es kommt nichts mehr.“ Oder beim Tee, als sie selbst anbot und anforderte: „Noch ein Stückchen Kuchen, lieber Baron, „schieben“ Sie nur, das ist ja heute an der Tagesordnung.“

Eine einzige Geschichte soll zum Schluß noch erzählt werden, die so lieblich ist, daß sie fast nicht mehr in unsere nüchternen Zeit und ihr Empfinden hineinpast, doch als Erinnerung möge sie hier noch Platz finden.

Es war im Sommer vor dem 80. Geburtstag des Großherzogs und der goldenen Hochzeit, daß die hohen Herrschaften auf der Durchreise in die Schweiz im Schwarzwaldhotel in Willingen Raft machten. Die ebenen Waldspaziergänge luden zur Bewegung in der köstlichen Taunenluft ein, und gar manchesmal wandelten die beiden hohen Herrschaften durch den sommerlich duftenden Wald, sich dabei des ungestörten Beisammenseins erfreuend. Da trafen sie einst einen Waldarbeiter, der die Wege sauber zu halten hatte, und der treuherzig grüßte. Der Großherzog blieb stehen, dankte und fing in seiner leutseligen Art ein Gespräch an: „Seid Ihr fleißig?“ „Jawohl, s' Herr Großherzog sind in der Nähe, da müssen die Wege ganz schön sein.“ Der Großherzog merkte, daß er nicht erkannt sei, und es reizte ihn, das Gespräch fortzuführen: „Wie lange arbeitet Ihr schon im Wald?“ „D, schon 60 Jahre. Ich bin nämlich 78 Jahre alt — und kann noch schaffen.“ „Seht er stolz hinzu. „Nun, das ist schön,“ meinte der Großherzog, „aber da bin ich Euch doch über. Ich werde in einigen Monaten 80 Jahre alt und kann auch noch arbeiten.“ Da schaute der Mann auf und sah sich erst jetzt genau den vornehmen Herrn mit dem weißen Bart an. „Ja, sind Sie am Ende der Herr Großherzog selber?“ „Ihr habt's geraten, und ich freue mich unserer Begegnung.“ Da sagte der Mann auch die Großherzogin ins Auge und fragte: „Und das ist wohl unsere Frau Landesmutter?“ „Ja,“ sagte diese, „und Ihr habt mir gerade den Namen gegeben, der mir der liebste ist.“ „Ja, ja, von Ihnen hat man auch schon manches gehört!“ Da lachten sie alle, sprachen noch von den Festen im Herbst, und der Mann fügte zutraulich hinzu: „Da freuen wir uns alle darauf, Sie müssen nämlich wissen, daß das ganze Volk ungemein zufrieden mit Ihnen ist.“

Wenn man sich in Erinnerungen, wie die letzte, vertieft, dann weiß man nicht, soll man weinen und traurig sein über die Wandlung der Gesinnung und Anschauungen seiner Volks- und Zeitgenossen, oder soll man sich freuen, daß solches Erleben überhaupt einmal möglich gewesen ist. Ich meine das letztere, denn eine solche Erinnerung ist ein unverlierbares Gut, das keiner Entwertung ausgesetzt ist und das gewiß, Segen bringend, weiterwirken wird.

Mögen diese kleinen, heiteren Erzählungen aus dem Leben der Großherzogin Luise dazu beitragen, ihr Bild lebendig zu erhalten und dazu anregen, neben dem vollen Ernst des Lebens auch die humorvolle Heiterkeit zu pflegen, denn der Humor läßt seinen Besitzer Dinge sehen und sich darüber freuen, die andere nicht bemerken, und dadurch wird das Leben unendlich bereichert und in der mannigfaltigsten Weise verschönt.